

(Nachdruck verboten.)

91 Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

Die Sohlen brannten Pepi wie Feuer, und doch war sie noch nicht weit gegangen. Und sie hatte noch die halbe Stadt zu durchqueren.

Nahm dieser Weg denn nie ein Ende? Einen Augenblick dachte sie daran, umzukehren und sich nach Hause zu schleppen. Aber sofort verwarf sie den Gedanken wieder. Sie mußte Arbeit bekommen, sie mußte wissen, wie es stand. . . . Und sie rastete ein paar Minuten, an eine Haustür gelehnt, und wandte weiter. Was kümmerte es sie, daß die Menschen stehen blieben und sie neugierig anstarrten. Sie mußte vorwärts, vorwärts. . . .

Es schlug auf der Deutschordenskirche fünf Uhr, als sie endlich das alte Haus im „Dorf“ erreichte. Nirgends ein Mensch, alles verlassen, alles in brütende Sonnenglut getaucht. Die grünen Fensterläden waren geschlossen, die schwere Tür mit dem bronzenen Türklopfer hatte etwas Abwehrendes, als ob sie sagen wollte: hier tritt niemand ein. Und kein Laut, kein Zeichen, daß hier Menschen wohnten. Die hohen Mauern, die die Gasse zwischen sich faßten, wuchsen erbarmungslos in die Höhe, wehrten dem Blick und ließen nur einen Streifen des unerträglich strahlenden Himmels frei, an dem die weißglühende Sonnenscheibe langsam dahinglitt. Es roch nach Staub und nach heißen Steinen. Wenn ein Windstoß daherkam, wirbelten dicke Wolken durch den Engpaß der Gasse.

Aber Pepi achtete dessen nicht. Sie lehnte sich an einen breit vorspringenden Mauerpfeiler und starrte nach den geschlossenen Fenstern hinauf.

Nichts regte sich, und Viertelstunde um Viertelstunde verging. Um sieben Uhr mußte sie zu Hause sein, ehe die Mutter wiederkam, um sieben Uhr; und wenn sie bis dahin nichts erfahren hatte, dann würde sie diese Nacht nicht überleben können.

Aber der Himmel fragte nicht nach dem Leid eines armen Mädchens, Gott war nicht gütig; die Helene log; Gott war nicht für alle. Sie wußte es besser: wer nicht unter einem glücklichen Stern geboren war, konnte niemals glücklich werden.

Und sie stand da und wartete an die Mauer gelehnt. Auf den Türen schlugen die Viertelstunden, immer in derselben Reihenfolge; zuerst kam die Pfarrkirche mit langsamen, tiefen Schlägen, dann die Franziskanerglocke, dann nach einer Weile die helle Uhr des Deutschordenshauses, der dann in weiter Ferne noch eine folgte, vielleicht in Gries drüben. . . .

Pepi wußte nicht mehr, worauf sie wartete; eine lähmende Erstarrung war über sie gekommen, die sie nicht mehr abzuschütteln versuchte. Mochte doch alles aus sein; sie würde auf diesem Platze stehen bleiben und vor Erschöpfung sterben. Auf der Welt hatte sie doch nichts mehr zu suchen.

In ihren Ohren sauste es. Eine rote Wolke tanzte ihr vor den Augen, und ein schwerer Druck, der sie in die Kniee zu werfen drohte, legte sich auf das Haupt. Schweratmend stützte sie sich an die Mauer und preßte die Handflächen gegen die von der Sonne durchglühnten Steine. Ueberall flimmerte es von weichem Staub. . . .

Wöglich Inarrte die Tür und öffnete sich. Doktor Gerstenberger trat heraus, rückte den Hut auf den Hinterkopf und ging schnell die Straße hinab.

Aber bevor sich die Tür noch hinter ihm geschlossen hatte, war Pepi schon darauf losgestürzt, um dem Dienstmädchen, das im Ausgang sichtbar geworden war, eine Auskunft abzufragen.

„Entschuldigen Sie nur,“ brachte sie keuchend heraus, „. . . ich wollte nur fragen, wie es ihm geht, dem Herrn Pernwerth. . . . ich komm' von der Nähthatl. . . . von der Fräulein Kathi Peer. . . . und ich soll fragen, was der Doktor gesagt hat.“

Das Mädchen sah Pepi mißtrauisch an und behielt die Türklinke in der Hand.

„Wie es geht? . . . ganz gut soweit.“
„Und er wird nicht sterben müssen?“

„Der Herr Doktor meint, daß der Gnädige davonkommen wird.“

„O, das ist gut. . . . ich will's der Kathl sagen.“ Sie hielt sich fest an der Tür, um nicht zu fallen; aus dem Hausgang, dessen Boden mit Steinfliesen gedeckt war, strömte erfrischende Kühle heraus. Im Hintergrund des großen, fast dunklen Raumes ging die Treppe in die Höhe. Pepi lauschte ängstlich, ob nicht vielleicht von oben etwas zu hören war. Aber es herrschte eine tiefe Stille, nur unterbrochen von dem langsamen Ticken einer großen, alten Standuhr neben der Treppe, deren metallenes Zifferblatt durch das Dunkel leuchtete.

Das Mädchen wurde ungeduldig und klapperte mit der Türklinke.

„Ich muß wieder hinauf, die Gnädige hat schon gerufen,“ sagte sie schließlich so unhöflich, daß Pepi erschrak und langsam auf die Straße zurücktrat, und kaum war sie draußen, als sich die Tür schon mit einem hörbaren Knall hinter ihr geschlossen hatte.

Da fuhr Pepi zusammen, sah noch einmal nach den Fenstern hinauf und ging dann leise flüsternd und glücklich vor sich hinlachend nach Hause. Es schlug gerade sieben Uhr, als sie ihr Stübchen betrat. Die Mutter war noch nicht da. . . .

Pepi legte sich sofort zu Bett und drehte sich gegen die Wand. Aber sie wußte wohl nicht, daß sie noch immer vor sich hinlachte und unzählige Male flüsterte: „O, wie ich froh bin. . . . wie ich froh bin. . . .“

5.

Jeden Abend stand Pepi vor dem Hause im „Dorf“ und starrte nach den Fenstern hinauf. Aber der große, weiße Kasten, den die Leute wegen eines in die Wand eingelassenen Wappens mit einem großen, aufgerichteten Bären die „Bärenburg“ nannten, verriet nichts von dem, was innerhalb seiner Mauern vorging. Die grünen Jalousien blieben hartnäckig geschlossen. Nur ein kleines Fenster in der Mitte tat sich manchmal auf, wenn die Sonne sank oder wenn der Tag kühl und bewölkt gewesen war.

Ein weiblicher Arm stieß dann die Holzläden auf und kettete sie mit dem Eisenhaken fest. Mehr konnte man von unten nicht sehen. Die Enge der Gasse verhinderte, daß man weiter zurücktrat und so einen Blick in die Tiefe des Zimmers gewann.

Dann wurde alles wieder tot und versank in das sommerliche Schweigen einsamer Vorstadtgassen, deren Bevölkerung vor der Hitze und dem Staub in die Berge geflüchtet ist. Die Steine strahlten die während eines langen Tages aufgespeicherle Sonnenglut wieder aus. Von den Gärten und Weinbergen jenseits der hohen Mauern kam schwerer, berauschernder Duft herüber und vermischte sich mit dem beklemmenden Geruche des Kalkstaubes. Pepi war es oft, als ob sie nicht mehr atmen könnte. Aber dann machte sie ein paar Schritte gegen das große Tor des Gasserschen Gartens hin und drückte ihr Gesicht in das Gewirr der Glycerinranken, die durch das alte eiserne Gitter in üppiger Fülle hindurchgewachsen waren, und berauschte sich an dem Duft der blauen Blütentrauben.

Kam aber ein Mensch die Gasse herunter, so verließ sie ihren Beobachterposten und schlenderte möglichst unbefangen auf und ab, freilich mit dem ängstlichen Gefühl, daß ihr jeder ansehen mußte, was sie beschäftigte. Ein Glück, daß es so wenig Passanten gab! Und die gingen alle nach den kleinen Häuschen weiter unten nach der Stadt zu, in denen Handwerker und arme Leute wohnten.

Das war alles; Pepi freilich schien das schon sehr viel zu sein. Und gar das Fenster, das sich gelegentlich des Abends öffnete, wurde ihr zu einer unversiegbaren Quelle leidenschaftlichen Interesses.

Sie kannte den Ton, den das Anschlagen der Jalousieflügel an der rauhen Mauer verursachte, und das Kreischen der rostigen Angeln. Wie Musik erschien es ihr. Sie hielt den Atem an, um ja nichts davon zu verlieren.

Aber wenn es vorbei war und die sommerliche Ruhe der Gasse wiederhergestellt, dann drückte sie sich an die dem Hause gegenüberliegende Mauer und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ein Stückchen der gedämmten Vorhänge oder, wenn auch das Fenster offen stand, vielleicht sogar die weiße, stuckverzierte Decke des Zimmers zu erspähen.

Der neue Kurort.

Von E. Prezgang.

Dann ging sie heim . . . Seit einigen Tagen kam es ihr vor, als ob die Mutter sie mit mißtrauischen Blicken verfolgte.

„Wo steckst Du denn immer, Pepi? Du kommst so spät . . . Die Kathl läßt Euch doch schon um vier Uhr gehen.“

„Ich geh spazieren, Mutter.“

„Aber so lange?“

„Es ist ja erst sieben.“

„Erst sieben? . . .“ sie war ganz entrüstet und wiederholte es noch einmal: „Erst sieben . . . als ob das gar nichts wäre.“

Pepi wußte nichts mehr zu antworten und ging an die Arbeit.

Dann nach einiger Zeit sagte die Mutter: „Und Dein neues Kleid? Das ziehst Du gar nie an. Wozu hast Du's Dir denn gemacht?“

„Es ist mir schade jetzt, wo kein Mensch in der Stadt ist.“

Pepi nahm sich vor, eine Zeitlang nicht mehr ins „Dorf“ zu gehen. Sie fürchtete sich, gesehen zu werden.

Drei Tage hielt sie's aus, aber am vierten stand sie wieder unter dem Torbogen und starrte nach den verschlossenen Fenstern hinauf.

Sie hoffte immer darauf, daß der Doktor wieder einmal aus dem Hause kommen würde. Aber der kam nicht; und einfach ins Haus zu gehen und das Dienstmädchen zu fragen traute sie sich nicht.

Sie war in einer seltsamen Gemütsverfassung; es kam ihr immer vor, als ob sie schwebte, als ob ihre Füße die Erde gar nicht berührten. Alle Dinge, die sie sah, schienen ihr weit, weit entfernt zu sein und ihre Körperhaftigkeit verloren zu haben. Die Welt, die sie umgab, war wie ein gemaltes Panorama, in dessen Mittelpunkt sie sich befand. Sie mußte immer erst scharf zusehen, um zu entdecken, daß kein Bild, sondern wirklich ein Ding mit Flächen und Kanten und Ecken und Tiefe da war. Aber für gewöhnlich gab sie sich die Mühe gar nicht. Wozu auch?

Wenn sie nur wußte, daß es ihm besser ging.

Und das erfuhr sie in der Nähstube. Bei der Kathl wurde sehr viel über Fernwerth gesprochen. Sie beteiligte sich nie am Gespräch, und wenn einer davon zu reden begann, senkte sie den Kopf noch tiefer über die Arbeit. Zuerst hatte es freilich Sticheleien gegeben, und Ida nannte sie nie mehr anders als die „heilige Kummernus“, aber als die Mädchen erst einmal gesehen hatten, daß Pepi auf nichts einging, ließ man sie in Ruhe. Sie lernte in dieser Zeit die Kunst der Verstellung. Und es war einsam um sie geworden, so einsam, daß sie es nicht ertragen hätte, wenn eben nicht ihr ganzes Denken und Sinnen von der einen Vorstellung ausgefüllt gewesen wäre.

Sie sah immer nur den Gewesenden und ihr Wiedergegebenen. Und dieses Bild machte sie stark.

Jeden Tag erwartete sie einen Brief zu bekommen, einen Brief, der nichts enthielt als drei Worte: Ich liebe Dich.

Aber die Tage gingen, und niemals kam der Brief.

Und nun schien es ihr, als ob das bunte Bild, das sie umgab, langsam immer weiter von ihr zurückwich, als ob der Kreis, in dessen Mittelpunkt sie stand, immer größer und größer würde, und sie schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen, und senkte den Kopf noch tiefer auf die Arbeit herab. Und alle Worte, die gesprochen wurden, kamen aus einer anderen Welt an ihr Ohr. Sie wußte es jetzt: sie war eine Welt für sich und hatte nichts mit jener anderen gemein. Aber einmal würde ein Tor sich öffnen, und er würde zu ihr treten; dann waren sie zu zweit in ihrer Einsamkeit . . .

Kam immer noch der Brief nicht?

Nein, er kam nicht, und es wurde immer stiller und ängstlicher in ihrer Seele.

Und die Tage nahmen ab. Die Weingärten waren bereits verschlossen; denn die Trauben reiften heran. Sie und da sah man hochbepackte Gefährte, die vorn auf Rädern, hinten aber auf Schleifen ruhten, mit Ochsen bespannt, durch die Straßen fahren: Sommerfrischler, die in die Stadt zurückkehrten. Die Berghänge hatten einen gelblichen Ton angenommen, die Pfirsiche wurden teurer, die Apfelgewölbe öffneten sich und wurden hergerichtet, auf den Kalkgipfeln im Osten verstanden die letzten Schneereste . . . es war kein Zweifel, daß der Sommer im Sterben lag.

Aber der Brief kam immer noch nicht . . .

(Schluß folgt.)

„Schafsköpfe seid Ihr!“ schrie der lange Krendel und schob seinen Strohhut noch weiter ins Gesicht. „Die gebratenen Tauben fliegen in der Luft herum und Ihr seid zu dumm, das Maul aufzumachen. Aber woher kommt's? Im Rest sitzen sie ewig, die Leute, halten Mutterns Schürze fest und pflanzen Kartoffeln. Aber von der Welt habt Ihr keinen Schimmer!“

„Gohol“ „Gohol“

„Ach, geht doch! Beim Kommiß sind ein paar gewesen, haben ihrem Leutnant die Stiefel gepußt, sich den Kafenenhof angesehen und dann sind sie wieder zu Muttern gelaufen!“

„Großmogull“ schrie einer, „wo warst Du denn?“

„Ich?“ Krendel rüdtte sich den Gut schief.

„Ich? Hast eine Landkarte da? Ich hab mir was versucht in der Welt! Bin in Berlin gewesen und Leipzig und Frankfurt. Kurörter hab ich mindestens drei oder vier gesehen und weiß, wie so ein Ding ausseht.“

„Ist doch irgend was Besonderes dabei —“

„Gar nichts Besonderes ist dabei,“ fuhr Krendel dem Sprechenden dazwischen, „gar nichts! Was die können, können wir auch! 'ne Kleinigkeit ist's, zum Lachen! Und wenn Euch da nicht ein Dreißölliger säße — er schlug mit der Faust gegen die Stirn — da könntet Ihr die Silbertaler mit Schöffeln messen wie jetzt die Kartoffeln.“

„Reiß Dein Maul nicht zu weit auf, Krendel,“ mahnte ein Alter.

Und ein anderer sagte: „Ist alles gut und schön, was Du uns predigst von den Vorteilen, Heinrich. Aber red' auch davon, was so Leute ruinieren, die aufs Land kommen und nicht wissen, daß ein Schweißtropfen von unsereinem in jedem Halm steckt. Eine Familie hab' ich mal vor Jahren zu Besuch gehabt: in das Korn sind sie gestapft wie die Wilden, und von meiner Wiese hab' ich grad das halbe Heu geerntet. Das Obst halbreif von den Bäumen gerissen und die Beeren mit den Zweigen von den Sträuchern. Ich dank' schön! Hab' genug von der unverständigen Bagage!“

Ein zustimmendes Murmeln ging durch die Gaststube.

Krendel nahm einen mächtigen Schluck. „Alle sind sie nicht so. Und schließlich: irgendwo müssen die Leute hin. Wollen sie eingesperrt sein, können sie zu Hause bleiben. Man muß ihnen einen Fleck freigegeben, wo sie sich auf den Kopf stellen können. Das ist grad' wie das Vieh auf der Weide. Haben wir nicht den Kringelberg? Wüßt und brach liegt er da. Da schiebt sie hinauf: So, das ist Euer Reich und nun tummelt Euch! Wer ins Feld geht oder auf die Wiese, muß Strafe zahlen, daß ihm die Schwarte knackt! Das gibt eine hübsche Nebeneinnahme.“

„Ja.“ Der Wirt kam langsam hinter dem Tresen hervor. „Der Krendel-Heinrich ist ein heller. Und, Ihr Leute, je länger ich's mir durch den Kopf gehen lasse, desto gewisser wird's mir: ja, wir müssen einen Kurort machen! Wunder schön paßt's mit dem Kringelberg. Da, hier vor den Fenstern geht der Weg vorbei und hinauf. Verbursten also brauchen die Leute nicht. Auf die Tische vor'm Haus leg' ich bunte Decken. Ueber meine Tür schreib' ich in Goldbuchstaben: Hotel zum Kringelberg — und der Johann kriegt einen schwarzen Schniepel angezogen und unter den Arm ein Handtuch —“

„Hahaha!“ Johann der hinter dem Tresen Gläser spülte, wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Was gibt's da zu lachen? Vorher kriegst Du einen Wienerischen Sprachunterricht — ich versteh mich darauf — und Rindsfett ins Haar. Eine Locke auf die Stirn drehen wir Dir aus Deinen Borsten schon zusammen.“

„Ich mein' nicht, daß das die Hauptsache ist“, murzte Krendel. „Also: was ist die Hauptsache?“

„Die Hauptsache ist der Kurpark!“ sagte Krendel mit Nachdruck.

„Nichten wir den Kringelberg dazu her — es ist Gemeindegut, und keine Kuh läuft jetzt da hinauf. Schaden hat nicht ein einziger, wohl aber Nutzen wir alle.“

„Schön gesagt!“ Holms der dickste und reichste Bauer im Ort, hatte bisher überlegen lächelnd dageessen. Nun erhob er plötzlich die Stimme: „Ich bin auch dafür. Nur eins muß ich Dich noch fragen, Heinrich: wo kriegst Du die Bouillon her? Ge?“

Er streifte, mit den Augen zinkernd, die Asche von seiner Zigarre.

„Bouillon?“

„Aller Augen wandten sich mit einem Ruck zu Holms.“

Der nickte gewichtig. „Nämlich, daß Ihr's wißt: dazumal als ich beim Obersten von Rotenstein Bursch war — es ist lange her — da sind wir auch in einem Kurort gewesen. Wiesbaden glaub ich. Da haben wir eine Kur durchgemacht, ich und der Oberst v. Rotenstein. Da weiß ich: direkt aus der Erde kommt die Bouillon. Mit Eimern kann man sie schöpfen. Deshalb frag ich Dich, Krendel: wo nimmst Du die Bouillon her?“

„Kunststück!“ sagte der Wirt. „Ich loch sie. Wollen die Leut' sie partout auf dem Kringelberg trinken, kann man sie in ein Faß füllen und dort abzapsen.“

„Hahaha!“ Krendel schlug mit der Faust auf den Tisch und lachte, daß die Stube zitterte. „Lacht mich zufrieden, Leutel! Lacht mich zufrieden! Ich geh nach Haus!“

Er erhob sich, aber man hielt ihn fest und drückte ihn wieder auf seinen Stuhl.

„Teufel noch mal!“ grollte Holms. „Als ich mit dem Obersten v. Rothenstein in Wiesbaden —“

„Gast recht, Holms.“ Krendel erhobte sich von seinem Lachanfall. „Aber so einen Kurort wollen wir ja nicht machen. Bouillon braucht gar keine.“

„Doch!“ Der Wirt mischte sich wieder hinein. „Eine Bouillon muß sein, da stimme ich dem Holms bei. Ohne so eine Suppe oder ein Selterwasser geht's nicht.“

„Habt Ihr keine Luft am Kringleberg?“

„Luft?“

„Ja. Gute, schöne Luft. Wenn die aus der Stadt nur einmal ihren Dampf und Stank und Staub hinter sich haben, da sind sie meist zufrieden. Und es ist eine reine Luft auf dem Kringleberg.“

„Eine brülljante Luft,“ bestätigte Malte, der Gastwirt. „Was sie sonst brauchen, die Leute, kriegen sie bei mir.“

„Deinet halben machen wir uns keine Unkosten,“ sagte Holms unzufrieden. „Entweder: man hat auch einen Verdienst dabei oder ich passe.“

Krendel winkte. „Dafür sorgen wir schon.“

„Und Du meinst wirklich,“ Holms rückte interessiert näher, „daß Leute bloß um die Luft bis hierher kommen? Woß um die Luft? Herrschaft, das will mir nicht in den Schädel.“

„Verlaß Dich drauf! Deine Milch wirft Du um das doppelte los und kannst noch Wasser dabeitun. Es gibt 'ne Masse Luftkurörter. Goldgruben sind's alle, sag' ich Euch. Steinreich wird ein jeder.“

Das zündete, und alle rückten näher zusammen, gespannt auf Krendel sehend.

Der schob wieder den Hut in's Genick, trank und sagte: „Seid nicht dumm, Leute. Danken werdet Ihr mir's noch mal, daß ich Euch drauf gebracht hab.“

„Ein Segen wär's für den Ort“, behauptete Malte.

„Aber bedacht muß es werden“, meldete sich der Ortschulze, der sich bisher in vorsichtiger Reserve gehalten. „Schon wegen dem Kringleberg. Erst muß die Gemeindevertretung beschließen: geben wir ihn her?“

„Ihr seid ja alle da“, eiferte Krendel. „Hat einer von Euch etwas dagegen?“ Er sah die Mitglieder der Gemeindevertretung der Reihe nach an. „Das müßt' ein recht Dummer sein.“

Kein Dummer meldete sich.

Deshalb sagte der Schulze: „Ja, wenn Ihr nichts dawider habt —“

„Versuchen wir's,“ meinte Holms schließlich. Mit dem Kringleberg ist ein anderer Verdienst doch nicht zu machen. Aber viel kosten darf's nicht.“

„Ja, in die Tasche müßt Ihr erst mal langem,“ sagte Krendel. „Die Geschichte will doch eingerichtet sein. Ein richtiger Weg, wie's sich gehört, muß auf den Kringleberg geführt werden, auch ein wenig Kies müssen wir aufschütten und Bänke aufstellen. Dann muß es in die Blätter gesetzt werden, daß doch die Leute Bescheid wissen.“

„Da es für den Ort ist, kann die Gemeindekasse zahlen,“ schlug einer vor.

„Die Gemeindekasse zahlt nichts!“ Der Ortschulze sagte es bestimmt. „Geht die Sache schief, krieg' ich metmen Stüber von oben.“

„Schief gehen kann sie auch?“

„Keine Idee!“ Krendel wurde ärgerlich.

„Lassen wir's lieber.“ Ein paar Aenstliche mahnten.

„Na, dann behüt' Euch Gott!“ Krendel stürzte sein Bier hinunter. „Euch können sie das Gold vor die Tür fahren, Ihr nehmt's nicht auf. Keinen Unternehmungsgeist habt Ihr!“

„Ja, wenn man noch da zu zahlen soll —“

„Du reißt auch eine Naht daher, Henze! Wenn Du Roggen ernten willst — müßt Du vorher etwas in den Aker schmeißen oder nicht? So ist's hier. In die Tasche fassen müssen wir. Danach trägt sich's hundertfach, tausendfach ein!“

„Gut!“ Holms hatte sich entschlossen. „Machen wir einen Luftkurort!“

Das war das Signal zu allgemeiner Zustimmung.

Krendel hatte gestiegt und sagte: „Wir gründen einen Kurverein. Jeder zahlt einen Beitrag.“

„Und wer nicht zahlt, soll der profitieren von unseren Kosten?“

„Der nicht beiträgt zu dem Verein, kriegt keine Gäfte. Er kann sich das Maul wischen.“

Malte, der Wirt, warf einen Taler auf den Tisch: „Da ist mein Beitrag. Als Erster krieg' ich den ersten Gast!“

„Hoho! Hoho!“

„Ruhig.“ Krendel beschwichtigte den Lärm.

„In der Art geht's nicht, Malte. Jeder Gast kann sich selber seine Wohnung aussuchen. Denn, das versteht Ihr, zwingen können wir keinen.“

Malte gab sich zufrieden. Auch die anderen.

Der Kurverein „Kringleberg“ wurde gegründet, der Beitrag festgesetzt und der Vorstand gewählt. Außer Krendel, dem Kassierer, gehörte der Verwaltung Holms an und als Vorspender der Ortschulze.

Die erste Sitzung dauerte bis tief in die Nacht. Dann endlich waren unter eifriger Teilnahme des Wirtes und anderer „Dauer-

haften“ die Grundzüge für die nächsten Maßnahmen festgestellt und der Luftkurort Kringleberg definitiv konstituiert.

Als Malte nach dem Fortgang der letzten Gäfte seine Kasse zählte, war er fester denn je davon überzeugt, daß die Idee Krendels ein „Segen für den Ort“ sei. —

Der Kringleberg war ein ziemlich breiter, aber mäßig hoher Hügel und der einzige baumbestandene Fleck Erde in der Nähe des Dorfes. Auf der einen Seite streifte ihn ein schmaler Fluß, der tiefe, gewundene Einschnitte in den Hügel veruracht und ihm — wenn man's mit einiger Phantasie betrachtete — die Form eines „Kringels“, einer Drehel, gegeben hatte. Davon leitete Name des Hügels und Ortes sich ab. Am anderen Abhang lehnten Acker und Wiesen, die nun zum Teil durch ein Drahtgeflecht abgeperrt und mit einer Tafel geschützt wurden: „Betreten bei Strafe verboten.“

Bisher ein wüster und wenig besuchter Ort — nur bei den Tanzmusikern unten im Gasthaus erholten gern die schweißenden Pärchen sich hier —, erfuhr der Kringleberg jetzt eine Wandlung zur höheren Kultur. Man ebnete Weg und Plateau und riß einen Teil des allzu üppig wuchernden Strauchwerkes fort. Der Tischler des Ortes mußte einige Bänke zimmern und sie an den schönsten Aussichtspunkten aufstellen. Auch eine Milchtrinkhalle, die auf Rechnung des Vereins geführt werden sollte, erhob sich bald auf dem Gipfel — zum großen Aerger Maltes, der darin absolut keinen „Segen für den Ort“ erblicken konnte. Er meinte, die Milch werde da oben im Sommer zu leicht sauer werden, den Erholungsbedürftigen schaden und somit den Kurort in Verruf bringen. In seinem Keller dagegen . . .

Aber es half ihm nichts. Man grub einen Keller unter die Halle.

Im übrigen war Malte mit Feuereifer bei der Sache. Maurer, Anstreicher, Tapezierer wirtschafteten bei ihm, als sollte alles von Grund auf neu hergerichtet werden. Auf den Pferdestall ließ er noch eine Etage aufsetzen und „Hotelzimmer“ einrichten. Nicht lange darauf stand das alte Gasthaus in einem neuen, einladenden Gewande da und wartete als „Hotel zum Kringleberg“ auf Gäfte.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

— Die Wirkung der Kupferallbrühe (Bordeauxbrühe). In den Weinbergen, Obstgärten, auf Kartoffelfeldern etc. wird befanntlich zur Belämpfung schädlicher Pilze die Bespritzung der Kulturen mit einer Mischung von Kupfervitriollösung und Kalkmilch, der sogenannten Bordeauxbrühe, geübt. Eine Reihe von Untersuchungen hatten nun zu dem Schlusse geführt, daß die Bordeauxbrühe nicht nur die Pilze tötet, sondern einen direkt fördernden Einfluß auf das Gedeihen der Pflanze ausübt, indem sie diese zu einer erhöhten Assimilationstätigkeit anregt. Diese Behauptung gründete sich vorzüglich auf den Nachweis einer erhöhten Stärkeansammlung in den Blättern. Die Ursache der angeblich fördernden Wirkung der Bordeauxbrühe blieb unklar. Im vorigen Jahre hat Schander sie darauf zurückgeführt, daß der Kupferallbelag die Blätter vor intensiver Beleuchtung schützt und ihnen so günstigere Assimilationsbedingungen schafft. Ewert hat nun in ausgedehnten Kulturversuchen festgestellt, daß tatsächlich eine Schattenwirkung des Kupferallbelages besteht; aber die Stärkeanhäufung in den Blättern ist nach seinem Befunden bisher falsch gedeutet worden. Durch das „Bordelaisieren“ erfährt das organische Leben keinen Anreiz, sondern im Gegenteil eine Hemmung. Die bordelaisierten Pflanzen zeigen bei exakter Durchführung und genügender Ausdehnung des Versuches stets einen geringeren Ertrag, gleichgültig, ob man die Menge der produzierten Stärke oder des Eiweißes oder ganz allgemein das Gewicht der Trockensubstanz als Maßstab wählt. Wie die Assimilation wird auch die Atmung durch die Schattenwirkung herabgesetzt. Je mehr die von der Sonne zugestrahlte Energie von der an den Blättern haftenden Brühe zurückgehalten wird, eine um so größere Abschwächung erleiden die Lebensvorgänge im Organismus. Mit der Atmung ist aber die Abführung der Assimilate eng verknüpft; daher häuft sich die Stärke in den bordelaisierten Blättern an.

Die physiologische Wirkung der Bordeauxbrühe beruht aber nicht allein auf der Schattenwirkung. Diese für sich würde das Längenwachstum und die Entwidlung der vegetativen Organe fördern müssen und Ewert beobachtete auch, daß sich der Einfluß des durch eine dünne Gazede erzeugten Schattens immer dahin geltend machte, daß die Pflanzen gegenüber solchen, die in vollem Sonnenlicht gezogen waren, auch wirklich den Habitus von Schattenpflanzen annahmen. Dagegen zeigten die bordelaisierten Pflanzen eher ein gedrungeneres Wachstum. Ewert zieht daher als zweiten Faktor der physiologischen Wirkung der Bordeauxbrühe die Giftwirkung des Kupfers in Betracht. Trotz der negativen Ergebnisse früherer Forscher wird es doch jetzt wahrscheinlich, daß kleine Mengen des Kupfers in das Innere der Blätter eindringen und Störungen im Stoffwechsel, Stauung der Stärke und Eiweißstoffe hervorgerufen können. In diesem Sinne wirken förderlich Regen, Tau oder auch künstliches Aufspritzen von Wasser, d. h. Faktoren, die für die Lösung und das Eindringen des Kupfers von Bedeutung sind,

Auf eine Giftwirkung weist auch die Schwächung der Transpiration bei bordelaisierten Pflanzen hin. Das allgemein beobachtete längere Grünbleiben der mit Bordeauxbrühe behandelten Blätter kann ebenfalls auf eine leichte Vergiftung zurückgeführt werden. Beschattung hat dieselbe Wirkung; während aber in diesem Falle eine Schonung des Chlorophyllapparates vorliegt, ist bei der Giftwirkung eine Fixierung des Chlorophylls unter gleichzeitiger Schwächung seiner Arbeitsfähigkeit anzunehmen. Hierfür spricht die Beobachtung, daß bordelaisierte Blätter, besonders diejenigen, die häufig mit Wasser benetzt wurden, im Gegensatz zu unbehandelten Blättern in kaltem Alkohol nur langsam ihren grünen Farbstoff abgeben, auch dann, wenn die Kupferlackkruste vorher sorgfältig abgelöst wurde.

Neben der Giftwirkung des Kupfers kommen für die Schädigung der Pflanzen auch mechanische Störungen, wie Verstopfungen der Spaltöffnungen, ferner Abwirkungen und andere Ursachen in Betracht. Nach allem liegt die praktische Bedeutung der Kupferlackbrühen nur in ihrer tödlichen Wirkung auf die Schmarogerpilze. Ewert empfiehlt, die öfters geübte Beimischung von Eisenvitriol zu unterlassen und nur schwach konzentrierte Brühen zu verwenden. Bei oftmaliger Bespritzung solle eine 1/2 Proz. (d. h. 1/2 Proz. Kupfervitriol enthaltende), bei einmaliger Bespritzung höchstens eine einprozentige Kupferlackbrühe benutzt werden. —

(Anschau.)

Aus der Vorzeit.

k. Die Entdeckung von Pfahlbauten im Jura. Im Lac-de-Galain im Jura, der in seiner größten Länge etwa 2 1/2 Kilometer mißt und 500—1000 Meter breit ist, während er eine größte Tiefe von ungefähr 34 Metern erreicht, wurde im Laufe des vorigen Jahres eine höchst interessante Pfahlbautenansiedelung ausgegraben, über die jetzt ein genauer Bericht vorliegt. Der See liegt auf dem zweiten Plateau des Jura in einer Höhe von 500 Metern; kleinere mit Buchen und Tannen bedeckte Anhöhen umrahmen seine Ufer. Vor einiger Zeit kaufte nun eine industrielle Gesellschaft das Recht, das Niveau des Sees um höchstens 10 Meter zu senken, um ihn als eine Art Reservoir nutzbar zu machen und das Wasser eines benachbarten Falles, der industriell ausgenutzt wird, zu regeln. Im Mai 1904 legte eine Senkung des Wasserspiegels um nur 3 Meter auf eine Länge von etwa 2 Kilometern im Umkreise des Sees und auf eine mittlere Breite von 200 Metern einen Grund trocken, aus dem zwischen dem Schilfrohr geschwärmte Pfähle auftauchten, die den Plan eines ganzen Dorfes mit Straßen, Häusern usw. aufzeigten. Die alte Ortschaft, die in den Sagen des Landes noch lebte, kam wieder ans Tageslicht. Der Durchstich, der für einen Kanal durch den Grund gemacht wurde und beträchtliche Erdstücke der halb festen Masse, die das ungeheure Gewicht des abgefloßenen Wassers nicht mehr an ihrer Stelle festhielt, führten nun zu der Entdeckung archäologischer Schichten, die sehr reich an prähistorischen Gegenständen waren. Während des Sommers und Herbstes des Jahres 1904 wurden unter Leitung von Professor Girardot, Konservator am Museum von Vons-le-Saunier, Nachgrabungen vorgenommen. In der archäologischen Schicht fanden sich Küchenrückstände, Bähne und Tierknochen, Ueberbleibsel von vegetarischen Nahrungsmitteln, Gerste, Rüsse, Mandeln, Äpfel, Birnen, Leinpflanzen, Kohlen, halbverbrannte Herdsteine, Topfwaren, einige Holzvasen, Geräte, Waffen und verschiedene Gegenstände aus Hirschhorn, Knochen, Holz, Stein. Die meisten und interessantesten Fundstücke sind gesammelt und im Museum zu Vons-le-Saunier aufgestellt und klassifiziert worden. Unter den hölzernen Gegenständen ist erwähnenswert: eine Art hohler Keller, drei kleine Basen, von denen eine einen sehr fein gearbeiteten Henkel hat, gut erhaltene Suppenlöffel mit Stielen, ein Vogel aus Ebenholz, ein wunderbar erhaltenes Jochgespann für Ochsen. Ferner fand man Gegenstände aus Wein und Feuerstein, Hirschhorn, Topfwaren, einen Bärenschädel, Knochen von Hirschen, Damwild, Eber, Wilder, Gunden, Ferkeln, Ochsen usw., und einige Knochen von Menschen, deren Rassenzugehörigkeit aber noch nicht festgestellt ist, schließlich Reste von Geweben und Leinen. Das merkwürdigste aber sind drei ungleich große Pirogen, die sehr verschieden erhalten sind. Die Ueberreste von zweien sind in den Museen zu Dôle und Saint-Claude aufbewahrt, das dritte, fast ganz erhaltene, in Vons-le-Saunier. Es ist eines der schönsten Fahrzeuge dieser Art und aus einem Eichenstamm ausgehöhlt. Es ist 9,35 Meter lang und mißt im Innern 0,80 Meter in der Breite und 0,60 Meter in der Tiefe. Der leicht in die Höhe gerichtete Bug verlängert sich an der Spitze, um das Wasser zu teilen; über die Höhlung ist an dieser Seite eine Tannenplanke gelegt, die in eine Rute eingefügt ist. Der sehr glatte Boden ist von drei rechteckigen Löchern durchbohrt. Eine Datierung ist auch bei diesen Pfahlbauten nicht möglich. —

Medizinisches.

en. Die Behandlung der Schlaflosigkeit bildete den Gegenstand einer gründlichen Erörterung auf der jüngsten Versammlung der Britischen Medizinischen Vereinigung. Es wurde zunächst darauf hingewiesen, daß der Schlaf noch immer schwer genau und vollständig zu erklären und von den Erscheinungen der Ohnmacht, des Traumbestandes und des Nachtwandels zu unterscheiden ist. Man kann sagen, daß der Schlafende gegen nicht zu starke Reize von außen her unempfindlich ist. Der Zustand des Schlafes hängt zum Teil von dem Verhalten der Gehirnzellen, zum Teil vom Säftekreislauf ab. Die Gehirnzellen können in Tätigkeit erhalten und

der Schlaf durch Reize auf das Gehirn selbst, also durch Eindrücke angenehmer und schmerzlicher Art verhindert werden. Der Schmerz wirkt vermutlich in doppelter Hinsicht, sowohl auf die Gehirnzellen selbst wie auf die Blutzufuhr zum Gehirn, und ähnlich ist es mit dem Einfluß von übermäßiger Hitze und Kälte, von Erweiterungen des Magens und der Därme durch Blähungen, von überschüssiger Magensäure usw. Auch die Giftstoffe, wie sie im Kaffee und Tee vorhanden sind, haben derartige Folgen. Selbstverständlich führt auch eine zu starke Herztätigkeit, wie sie durch Hitze, Erregung, Tabakgenuß und dergleichen veranlaßt wird, zur Schlaflosigkeit, von eigentlichen Krankheitszuständen des Herzens und der anderen Organe des Blutkreislaufs abgesehen. Die Behandlung muß auf die Beseitigung der Ursache hinstreben. Als besonderes Heilmittel sind zu nennen kleine Dosen von Jodkali und Massage, wenn die Halsschlagadern gespannt sind; Baden und Reiben der Füße mit kaltem Wasser, wenn diese kalt sind; warme Bäder bei Trockenheit der Haut; bestimmte Mengen von kohlensaurem Natron gegen übermäßige Magensäure usw. Chloral setzt die Herztätigkeit herab und vermindert den Blutdruck und kann, namentlich wenn letzterer sehr hoch ist, von Nutzen sein, ebenso andere Chlorverbindungen. Sulfonal, Trional, Tetronal und andere Verbindungen von Schwefel mit Alkohol wirken nicht derartig aufs Herz. Gegen das Gefühl von Unbehaglichkeit tut auch Valerian gute Dienste. Der Schaden, den der Körper durch dauernde Schlaflosigkeit erleidet, ist nach der Auffassung einiger Fachleute größer als der durch den Gebrauch von Betäubungsmitteln, die aber selbstverständlich nur gelegentlich angewandt werden dürfen. Leider ist ihre Wirkung unsicher. Das Chloral ist eins der ältesten (schon seit 1869 eingeführt) und noch immer eins der besten. Immerhin sind die Verze von ihm und den anderen Chloralverbindungen zugunsten der alkoholischen Verbindungen ebenso zurückgekommen wie die Chirurgen vom Chloroform zugunsten des Äthers; doch sind die letzteren Schlafmittel weniger zuverlässig. Gegen die älteren Schlafmittel pflanzlicher Herkunft, Opium und Morphin, ist viel einzuwenden, ebenso gegen die Belladonna-Argemien. Jedenfalls sollte der Arzt vor der Anwendung von Schlafmitteln stets versuchen, die Ursache der Schlaflosigkeit zu ermitteln. Liegt sie in Verdauungsstörungen oder Aufregungen, so sollte man zunächst dagegen angehen. Nicht selten übrigens bilden sich die Leute nur ein, nicht geschlafen zu haben, oder sie haben es gar geträumt. Sie sollten dann darauf achten, ob sie eine Uhr haben schlagen hören. Auch Mangel an guter Luft im Schlafzimmer, Hitze, Geräusch oder Licht sind oft Anlässe zu Störungen des Schlafes, die als solche erkannt und beseitigt sein wollen. —

Humoristisches.

— In der Religionsstunde. Lehrer: „Wieviel betrug wohl das Scherlein der armen Witwe? Na, Lieschen“, die den Finger emporgehoben hat, „wieviel denn?“
Lieschen: „Zwölf Mark dreieinundvierzig Pfennige!“
Lehrer: „Wie kommst Du denn gerade auf diese Summe?“
Lieschen: „Ja, im Katechismus steht: „Das Scherlein der armen Witwe“ (Mark. 12,43).“ —

— Deutliche Auskunft. Der Dorfschulze von Unterbompfingen hat sich beim Bürgermeister von Tüpfelzingen über die Vermögensverhältnisse eines Tüpfelzinger Einwohners erkundigt und erhält darauf die Auskunft:
„Der Philipp Koch hat kein Vermögen, was da ist, das ist seine Ehefrau, und das ist eine alte Parade mit etwas Garten dabei.“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— In M. Gladbach wurde dieser Tage ein botanischer Garten eröffnet, in dem die Schüler und Schülerinnen der drei höheren Schulen im Freien botanischen Unterricht erhalten sollen. Neben dem Kölner botanischen Schulgarten ist der Gladbacher der zweite seiner Art in Deutschland. —
— „Die Einzige“, eine Tragikomödie in drei Aufzügen von Hans v. Gumppenberg, ist vom Leipziger Stadttheater erworben worden. —
— Die siebenbürgische Nationaloper „Der Herr der Hann“ (Nam = 100) von Hermann Kirchner wird in dieser Spielzeit im Theater des Westens zur Aufführung gelangen. —
— Den Pariser Rubinstein-Preis für Pianisten errang der Jüngling des Leipziger Konservatoriums Bachhaus. —
— Die Tolstoj-Büste Trubekylovs ist für das städtische Museum in Leipzig erworben worden. —
— Die Stuttgarter Gemäldegalerie hat jährlich nur 25 000 M. zur Verfügung. Jetzt soll in Stuttgart eine Vereinigung ins Leben gerufen werden, die sich die Unterstüzungen der staatlichen Kunstsammlungen, besonders der Gemäldegalerie, zur Aufgabe macht. —
— Wäbige Preise. Zur Erlangung eines Plakatentwurfs setzt die Jubiläums-Ausstellung für Wohnungskunst Berlin 1908 drei Preise (150, 100 und 75 M.) aus. Adresse: S. Feder, Berlin, Leffingstr. 6. —
— In Jütland hat man bei der Bornahme von Erdbohrungen neuerdings häufig das Vorhandensein natürlichen Leuchtgases festgestellt. —